



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerhand Sprachdummheiten : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seine Abneigung gegen Bevormundung verleitet Buckle zu dem Paradoxon: schlechte Monarchen seien guten und schwache, unfähige Regierungen den starken und erfolgreichen vorzuziehen, weil die erstern das Volk zwingen, seine Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, während es den letztern gegenüber leicht aus Liebe und Ehrfurcht vertrauensvoll auf seine Selbständigkeit Verzicht leiste. Weit milder drückt Gustav Freytag in seinen „Erinnerungsblätter“ einen ähnlichen Gedanken aus, wenn er sagt, die treue deutsche Nation verziehe unablässig ihre Gebieter, am meisten die, die sie am meisten liebe. Gegen Buckles Theorie wäre u. a. einzuwenden, daß ein tüchtiges Volk sich gewöhnlich auch eine tüchtige Regierung schaffen wird, und daß unsre festländischen Staaten unter schwachen Regierungen Gefahr laufen, ihre Selbständigkeit zu verlieren, während das Inselreich bisher einen feindlichen Einfall kaum zu fürchten hatte. Sedenfalls war die glorreiche Regierungszeit Wilhelms I. nicht die geeignete Zeit zur Verbreitung derartiger Grundsätze in Deutschland; und wenn Buckle sehen könnte, welcher Wertschätzung sich heute der von ihm verachtete Soldatenstand sogar in England erfreut, so würde er sich verwundert fragen: Wer von uns beiden schreitet nun eigentlich zurück: ich oder die Zivilisation?



Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)



ozu sind denn aber eigentlich unsre Schulen da, vor allem unsre höhern Schulen? Wird denn an ihnen nicht oder nicht mehr gut und richtig deutsch schreiben gelehrt? Wozu bedarf es überhaupt eines Sprachvereins, wenn die Schule ihre Schuldigkeit thut? — Damit komme ich zu einem etwas heikeln Punkte. Die Wahrheit ist: Nein, im allgemeinen wird es nicht gelehrt. Ich will nicht von der Volksschule reden. Ihre Aufgabe ist es nicht, Schriftsteller zu bilden, ihre Schüler zu einem kunstmäßigen Gebrauch der Sprache zu erziehen. Wenn der Handwerker, der die Volksschule besucht hat, einen leidlichen Geschäftsbrief schreiben, eine Rechnung richtig ausstellen kann, so hat er genug gelernt. Außerdem sollte es die Volksschule freilich dahin bringen, daß die Jungen ein Fremdwort von einem deutschen Worte zu unterscheiden wissen, daß sie sich mit Fremdwörtern möglichst in Acht nehmen lernen, sie vermeiden, wo sie nur irgend können, und daß sie alle Prahlerei mit Fremdwörtern als

das erkennen lernen, was sie ist: nicht als Bildung, sondern als Mangel an Bildung. Dazu gehörte freilich, daß auf den Seminaren der junge Lehrernachwuchs zunächst selbst vor dem Irrwahn bewahrt würde, daß es das Zeichen „höherer“ Bildung sei, möglichst viel Fremdwörter anzuwenden. Dann würde es auch in den Handels- und Gewerbetreiben, wo dieser Irrwahn noch allgemein verbreitet ist, allmählich besser werden, man würde nicht mehr auf Firmenschildern, an Schaufenstern und in Geschäftsanzeigen so haarsträubenden Unsinn zu lesen bekommen wie jetzt (Confektion eleganter Herrenmoden (!), Germanischer Fischkonsum (!), Qualitätszigarren, Winterüberzieher hochfeinsten Genres (!) u. ähnl.) Wie steht es aber mit dem deutschen Unterricht auf den höhern Schulen, auf den Gymnasien und Realschulen?

Als ich vor 23 Jahren als junger, neubadener Gymnasiallehrer unten antrat — ich bin ja auch einmal Schulmeister gewesen, und liebe Freunde behaupten sogar, ich wäre es noch jetzt und würde es immer bleiben —, war einer der ersten Ratschläge, die mir mein Amtsvorgänger in der Sexta in einer Probestunde gab: „Treibe nur ja keine deutsche Grammatik, langweile die Zungen nicht damit, das Deutsche lernen sie am Lateinischen mit!“ Ich war erst etwas erstaunt über diesen guten Rat, dachte aber dann an meine eigne Gymnasialzeit zurück und erinnerte mich, daß in der That auch ich in meiner achtjährigen Gymnasiallaufbahn (1854—1862) niemals mit Unterricht in deutscher Grammatik behelligt worden war. Und so versuchte ichs denn auch zunächst in der mir empfohlenen Weise. Ich sah aber bald, daß damit nicht auszukommen war. Eine Menge der einfachsten Dinge wußten die Zungen eben nicht; sie ihnen beiläufig im lateinischen Unterricht beizubringen war gar keine Gelegenheit. Es blieb mir also doch nichts weiter übrig, obwohl das „Regulativ“ nichts derart vorschrieb, als gelegentlich in aller Form ein Stündchen deutsche Grammatik mit den Zungen zu treiben. So viel ich weiß, bestehen nun aber in dieser Beziehung noch heute dieselben Zustände. Einen ordentlichen, zusammenhängenden Unterricht in der deutschen Grammatik — Formenlehre wie Satzlehre — giebt es auf unsern höhern Schulen nirgends, weder auf den untern noch auf den obern Stufen. Das ganze bißchen deutsche Grammatik, das getrieben wird, beschränkt sich auf die vereinzelten Bemerkungen, die gelegentlich beim Lesen und Erklären eines Gedichtes, eines Schauspiels oder eines Prosastückes oder bei der Rückgabe der durchgesehenen deutschen Aufsätze den Zungen hingeworfen werden. Das ist aber doch verschwindend wenig. Es müßte viel, viel mehr gute deutsche Prosa gelesen werden, teils in der Schule selbst, teils zu Hause, und was zu Hause gelesen worden ist, müßte der Lehrer gerade auch auf Sprachercheinungen hin sorgfältig kontrolliren. Ein halbes Jahr lang die Zungen mit der Erklärung deutscher Vaterlandslieder oder Klopstockischer Oden langweilen, ein halbes Jahr an einem Drama herumknaupeln, das die Zungen halb auswendig wissen und schon

so und so oft im Theater gesehen haben, ein halbes Jahr sie in sämtliche Liebschaften Goethes einweihen und ihnen bei jeder Strophe zeigen, ob sie sich auf Gretchen oder Käthchen, Friederike Djer oder Friederike Brion, Lotte oder Bili, die Stein oder die Vulpius bezieht — kann man das deutschen Unterricht nennen? Aber auch geschrieben müßte viel mehr werden. Ein Sekundaner oder Primaner schreibt jährlich sechs deutsche Aufsätze. Was kann dabei gelernt werden? Anstatt daß man die Zeit vergeudet mit der jämmerlichen Phrasendrehselei der „freien“ lateinischen Arbeiten, mit der syntaktischen Spintifirerei der griechischen Pensa und Extemporalien, müßte aller vierzehn Tage ein deutscher Aufsatz geschrieben werden, nicht von dreißig bis vierzig, aber von sechs bis acht Seiten. Die Themata müßten so bunt als möglich gestellt, in alle Lebensgebiete müßte dabei hineingefahren werden, damit jeder so oft als möglich Gelegenheit hätte, sich über Dinge auszusprechen, die ihm nahe liegen und wirklich vertraut sind. Auch die verschiedensten Darstellungsformen müßten berücksichtigt werden, nicht immer nur die der Abhandlung oder der Erzählung. Schon in den untern Klassen herrscht nicht genug Mannichfaltigkeit. Wie viele Gedichte müssen da die Jungen „in Prosa verwandeln,“ wie oft müssen sie ihren „schönsten Ferientag“ beschreiben! In den obern Klassen werden fast ausschließlich litterargeschichtliche, dramaturgische und ästhetische Themata gestellt, dazwischen vielleicht einmal ein rein geschichtliches. Wie wenige haben aber im spätern Leben Veranlassung, dergleichen zu behandeln! Da stehen sie dann nach all dem weisen Gerede, das sie über Laokoon, über Schillers ästhetische Erziehung, über Tasso und Antonio irgendwo — abgeschrieben haben, wie die Kinder da.

Was aber noch schlimmer ist: wie im gewöhnlichen Leben überall der Glaube verbreitet ist, Deutsch schreiben brauche man nicht zu lernen, so besteht an der Schule der Wahn, Deutsch lehren brauche man nicht zu lernen. Mag einer Theolog, klassischer Philolog, Neuphilolog, Germanist sein, zum Unterricht im Deutschen gilt jeder für befähigt. Und doch, wenn ein klassischer Philolog in der lateinischen Grammatik und Stilistik so unwissend wäre, wie mancher Deutschlehrer in der deutschen — wie schnell würde er unschädlich gemacht werden! In den klassischen Sprachen ist für jede Unterrichtsstufe genau vorgeschrieben, was getrieben und erreicht werden muß. Jeder nachfolgende Lehrer verlangt von seinem Vorgänger, daß die Schüler, die ihm dieser am Schlusse des Schuljahres abliefern, das vorgeschriebene Ziel auch wirklich erreicht haben. Zweifel, Meinungsverschiedenheiten, abweichende Auffassungen giebt es da nicht, da heißt es entweder Wissen oder Nichtwissen. Wie ganz anders im deutschen Unterricht! Einen ordentlichen Plan über den Unterricht in der deutschen Sprache giebt es nirgends. Alles ist dem Zufall überlassen. Wenn beim Durchsprechen eines Gedichtes oder eines deutschen Aufsatzes sich Gelegenheit bietet, wird wohl die oder jene grammatische Regel, die oder

jene Spracherscheinung einmal flüchtig gestreift. Aber was sind das für dürftige Brocken! Nicht der zehnte Teil der Spracherscheinungen, die dem jungen Manne später im Leben gegenübertreten, nicht der zehnte Teil der Verstöße, die später von allen Seiten auf ihn einstürmen, wird auf der Schule planmäßig behandelt. Wenn es der Junge halbwegs geschickt anfängt, kann er in seinen Aufsätzen gröbere grammatische Fehler recht wohl vermeiden. Wörtern und Wendungen, über die er nicht sicher ist, geht er aus dem Wege. Tappelt er ja einmal hinein, nun, so wird der Fehler — vielleicht berichtigt, wenn der Lehrer selber so viel Kenntnis hat, daß er den Fehler merkt und berichtigen kann. Aber nötig ist es nicht. Bei weitem die meisten Lehrer des Deutschen sind ja selber Laien. Sie haben sich nie, weder in ihrer eignen Schulzeit, noch auf der Universität, noch seit sie Lehrer geworden sind, planmäßig mit dem Studium der deutschen Sprache, der deutschen Grammatik und Stilistik beschäftigt. Daß der eine Lehrer als Fehler anrechnet, was der andre durchläßt, kommt wohl vereinzelt auch in den fremden Sprachen vor, aber im ganzen beherrscht doch da die feste Regel Lehrer und Schüler gemeinschaftlich; jeder Lehrer weiß: so ist es, so heißt es, das muß ich wissen, und das mußt du wissen. Im deutschen Unterricht bleibt fast alles dem Belieben und der zufälligen Kenntnis des Lehrers überlassen. Im Lateinischen oder Griechischen gilt ein Verstoß gegen eine Elementarregel für ein Kapitalverbrechen, das dem Jungen unter Umständen ein Lebensjahr kosten kann; im Deutschen darf der Lehrer scherzend seine eigne Unwissenheit bekennen, und die Jungen sollen das womöglich für geistreich halten. In einem Kollegium von etwa zwanzig Lehrern wurde einmal darüber gestritten, was richtig sei: Wir Deutschen oder Wir Deutsche. Ein Drittel war aus dunkeln Gefühl für das eine, ein zweites Drittel aus ebenso dunkeln Gefühl für das andre, das dritte Drittel suchte schnell nach Gründen für das eine oder das andre; zu einer Entscheidung kam es nicht, denn etwas ordentliches wußte keiner. So stehts, wenn es sich um die ganz gemeine grammatische Korrektheit handelt! Wenn vollends Geschmacksfragen ins Spiel kommen, kann es geschehen, daß der Junge, wenn er fleißig gute Prosa aus der Klassikerzeit gelesen hat, mehr Geschmack hat als der Lehrer. Daß der Junge ein gutes, einfaches, natürliches ihm hinschreibt, der Lehrer ihm ein langweiliges, steifbeiniges, papiernes demselben draus macht, ist durchaus nichts unerhörtes. Ich habe Duzende von Aufsätzen aus der Feder von Deutschlehrern an höhern Schulen unter den Händen gehabt, die zum Abdruck für eine Zeitschrift eingesandt worden waren: Kaiser- und Königsgeburtstagsreden, Sedanfestreden und andre Aufsätze aller Art. Ich habe es manchmal kaum für möglich gehalten, daß das von Deutschlehrern, ja daß es überhaupt von Sprachlehrern geschrieben sei, so fehlerhaft war vieles darin. Auch wenn man Schulprogramme in die Hände bekommt, ist man oft erstaunt über das Deutsch, in dem die wissenschaftlichen Abhandlungen und

vollends die Schulnachrichten geschrieben sind. Es liegt mir fern, den deutschen Unterricht etwa für den Germanisten von Fach in Anspruch zu nehmen. Die ausgedehnteste Kenntnis der Geschichte der deutschen Sprache befähigt an sich und wenn nicht andre Eigenschaften dazu kommen, ebenso wenig zum Deutschlehrer, wie etwa der Theolog als solcher ohne weiteres vom deutschen Unterricht auszuschließen ist. Das Haupterfordernis für den Deutschlehrer ist guter Geschmack, lebendiges, feines, empfindliches Sprachgefühl. Gerade Germanisten aber haben Fehlern und Geschmackslosigkeiten gegenüber insolge ihres einseitig sprachgeschichtlichen Standpunktes oft eine unbegreifliche Schwäche. Alles, was ist, ist vernünftig — diesen Grundsatz findet man bei Germanisten gar nicht selten. Ich erinnere mich, daß ein Germanist von Fach eine der greulichsten Erscheinungen der Kanzlei- und Zeitungssprache, die auf der Schule mit der Länge des Spottes übergossen und mit Feuer und Schwert verfolgt werden sollte, die sogenannte Inversion nach und (und wurde derselbe u. s. w.) mit der Bemerkung in Schutz nahm, die Konstruktion sei ihm zwar persönlich auch „unsympathisch,“ sie sei aber doch sehr alt, komme schon bei Luther vor, und es sei eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Als ob etwas Häßliches durch ehrwürdiges Alter schöner würde! Daß Germanisten auf die Frage: Was ist richtig? das oder jenes? achselzuckend antworten: Ja, schließlich ist beides richtig — ist etwas ganz gewöhnliches. Das ist, um ein Gleichnis zu brauchen, der Botanikerstandpunkt. Der Deutschlehrer soll nun zwar auch ein tüchtiger Sprachbotaniker sein, auch die Zungen dazu machen, als Deutschlehrer aber hat er sich lediglich auf den Gärtnerstandpunkt zu stellen. Denn ich wiederhole, was ich schon in anderm Zusammenhange gesagt habe: Schreiben ist eine Kunst. Auch der kleinste Brief, die kleinste Geschäftsanzeige in einer Zeitung, sie sind in ihrer Art als kleine Kunstzeugnisse zu betrachten. Gerade auf den obern Stufen würde ein eingehender, planmäßiger Unterricht in der deutschen Sprache gewiß dankbar hingenommen werden. Er müßte sich nur nicht lange aufhalten bei dem, was Gott sei Dank noch jedermann richtig macht, sondern sich vor allem erstrecken auf das, was leider beinahe alle Welt falsch macht. Grammatik des Falschen und Häßlichen müßte vorgebracht werden, und zwar mit Laune, selbst mit Spott. Der Lehrer müßte gelegentlich ein neuerschienenes Buch, die neueste Nummer einer Tageszeitung mit in die Unterrichtsstunde bringen und sie gemeinschaftlich mit den Zungen durchkorrigiren wie eine Schularbeit — da wäre was zu lernen! Der vollständige Mangel eines zusammenhängenden Unterrichts in der deutschen Sprache, namentlich auf den obern Stufen, gehört zu den beklagenswertesten Lücken in unserm höhern Schulwesen. Während die jungen Leute mit achtzehn, neunzehn Jahren im Gebrauch ihrer Muttersprache so sicher und fest aus der Schule in die Universität und ins Leben treten sollten, daß sie gegen alle Gefahren gefeit wären, daß aller Sprachzopf, der auf Universitätskathedern,

in Hand- und Lehrbüchern von Professoren ihnen entgegentritt, aller Sprachunrat der Tagespresse, alle Sprachsubelei der zeitgenössischen Romanliteratur ihnen nichts anhaben könnte, daß sie mit souveränem Humor auf das alles hinabblicken könnten, treten sie hinaus ohne Kenntnis, ohne Kritik, ohne Widerstandsfähigkeit. Das bißchen Wissen und Geschmack, das die Schule wirklich aufgebaut hat, ist in wenigen Monaten wieder niedergerissen, dann überwuchert die mühselig gepflegten Pflanzungen der Schule dichtes Unkraut.

Aber ich wollte ja allerhand Sprachdummheiten vorführen und ereifere mich über Zeitungsdeutsch, Sprachverein und deutschen Unterricht. Nun, mit den Sprachdummheiten, die jetzt im Schwange sind, könnte man wohl ein dickes Buch füllen. Es sind auch wirklich schon Bücher erschienen, die auf dergleichen aufmerksam machen, aus denen ich selbst viel gelernt habe und aus denen auch mancher Deutschlehrer viel lernen könnte. Ich will nur zwei nennen: das reichhaltige Buch von R. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit (Heilbronn, Gebr. Henninger, zuerst 1880, 1887 in fünfter Auflage erschienen) und das geistvolle, nach den verschiedensten Seiten hin Anregungen austreuende Buch von Rudolf Hildebrand (dem Wörterbuchs-Hildebrand): Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt (1867 in erster, 1887 in dritter Auflage erschienen, Leipzig, F. Klinckschardt). Auch eine Zeitschrift ist vor einigen Jahren gegründet worden — ich habe sie in den Grenzboten schon empfohlen —, die außer andern Aufgaben sich auch der Aufgabe angenommen hat, die die Zeitschrift des Sprachvereins bei ihrem einseitig betriebenen Fremdwörterkampf viel zu sehr links liegen läßt, der Aufgabe, der zunehmenden Unsicherheit und Hilflosigkeit in grammatischen Dingen zu steuern, eine Zeitschrift, die in Lehrerkreisen sicherlich schon viel Nutzen gestiftet, viel Anregung gegeben und manchem über manches die Augen geöffnet hat: die von D. Lyon unter R. Hildebrands Mitwirkung herausgegebene Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Leipzig, W. G. Teubner). Aber einer beobachtet nicht alles, und ich habe eben doch manches beobachtet, was ich anderwärts nicht oder wenigstens nicht in der Weise beobachtet (und bekämpft) gefunden habe, und eine Anzahl solcher Beobachtungen möchte ich hier mitteilen. Ich beginne mit ein paar Proben aus der Formenlehre. Es sind scheinbar Kleinigkeiten, um die sichs dabei handelt — schlimmere Dinge werde ich später aus der Satzlehre vorzuführen haben — aber gerade in diesen Kleinigkeiten wird unendlich viel gesündigt. Natürlich bitte ich den Leser inständigst um Verzeihung, daß ich ihm zumute, sich wieder einmal ein Stündchen auf der Sextanerbank niederzulassen!

Von den sogenannten Stoffnamen galt früher die Regel, daß man sie nur im Singular brauchen könne, und so priesen denn unfre Kaufleute, auch wenn sie noch so viel Sorten hatten, immer nur ihren guten Lack oder Firniß an. Von einzelnen dieser Wörter hatte man aber doch gewagt, den Plural zu

bilden, um die Mehrzahl der Sorten zu bezeichnen (schon im Faust heißt: Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern), und wir haben uns daran gewöhnt. Neuerdings erfährt diese Pluralbildung aber doch eine unerträgliche Erweiterung. Man empfiehlt Lacke, Firnisse, Öle, Tabake, Garne, Tuche, Flanelle, Plüsch, Tülle! Ich kann mir nicht helfen, ich höre das reine Kindergelall, wenn ich solche Plurale höre. Stumpfsinnigen oder Schwankendgewordenen das Sprachgewissen zu schärfen, giebt es kein besseres Mittel, als daß man sie auf dem falschen Wege noch ein Stück weiter führt, als sie selber schon gegangen sind. Nun gut, wollen wir in Zukunft vielleicht auch sagen: Mehle, Eßige, Wachse, Leime, Kasse, Glase, Körne? Denn Gläser und Körner sind doch etwas andres. Wo ist die Grenze?

Ein weitverbreiteter garstiger Fehler, der mir täglich Verdruß bereitet, und für den leider schon in den weitesten Kreisen kein Gefühl mehr vorhanden zu sein scheint, liegt in Ausdrücken wie Verein Leipziger Lehrer, Radierungen Düsseldorfser Künstler. Ich muß den Fall etwas eingehender besprechen, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß selbst Leuten mit leidlicher Sprachbildung der Fehler nicht sofort einleuchtet.

Die von Ortsnamen gebildeten Formen auf —er werden von vielen für Adjektiva gehalten, wie sich schon darin zeigt, daß sie sie mit kleinen Anfangsbuchstaben schreiben (ganz beharrlich z. B. die Leipziger Illustrierte Zeitung), also: pariser, wiener, thüringer, schweizer. Das ist ein großer Irrtum. Diese Formen sind keine Adjektiva, sondern Genetive von Substantiven. Der Leipziger Bürgermeister ist, wörtlich ins Lateinische übersetzt, nicht consul Lipsiensis — das wäre der Leipzigerische Bürgermeister —, sondern Lipsiensium consul. Ganz deutlich sieht man das, wenn man solche Verbindungen zugleich mit einem wirklichen Adjektivum deklinirt, z. B. der neue Berliner Musenalmanach.

der neue Berliner Musenalmanach,
des neuen Berliner Musenalmanachs,
dem neuen Berliner Musenalmanach,
den neuen Berliner Musenalmanach.

Während also das Adjektivum neu und das Substantivum Musenalmanach deklinirt werden, bleibt Berliner unverändert. Natürlich, es ist eben kein Adjektiv, sondern ein abhängiger Genetiv. Der Irrtum ist dadurch entstanden, daß man solche abhängige Genetive, wie Leipziger, Berliner, durch den Gleichklang der Endungen verführt mit dem Genetiv von attributiven Adjektiven, wie deutscher, preußischer, zusammenwarf. Weil man richtig sagte: eine Versammlung deutscher Lehrer, glaubte man nun auch richtig zu sagen: ein Verein Leipziger Lehrer. Leider heißt nur hier der Nominativ nicht Leipziger Lehrer, während er dort deutsche Lehrer heißt; deutsche Lehrer — das

sind magistri Germanici, aber Leipziger Lehrer sind Lipsiensium magistri, nicht Lipsienses. Nun weiß aber jedes Kind, daß beim unbestimmten Artikel der Genetiv in der Mehrzahl, wenn er nicht durch ein attributives Adjektiv des Genetivs kenntlich gemacht wird, überhaupt nicht kenntlich ist; er muß durch die Präposition von umschrieben werden. Wenn man sagt: eine Versammlung großer Künstler, so ist der Genetiv durch den Zusatz großer genügend kenntlich gemacht; aber societas artificum läßt sich nimmermehr übersetzen Verein Künstler, sondern nur Verein von Künstlern; erst durch das von entsteht ein Genetiv. Ebenso ist es aber, wenn zu dem Substantiv ein Attribut tritt, das nicht deklinierbar ist, z. B. ein Zahlwort oder ein abhängiger Genetiv. So unmöglich es ist, zu sagen: ein Bund sechs Städte, die Lieferung fünftausend Gewehre, in der ersten Zeit dessen Leitung, der Verkauf ihres Mannes Bücher, Genüsse mancherlei Art, eine Quelle allerlei Verlegenheiten, eine Sammlung allerhand Sprachdummheiten, wie in allen diesen Fällen nur mit Hilfe der Präposition von der Genetiv kenntlich gemacht werden kann (ein Bund von sechs Städten, der Verkauf von ihres Mannes Büchern), so darf es auch einzig und allein nur heißen: Radirungen von Düsseldorfer Künstlern, Verein von Leipziger Lehrern. Das ist so klar, daß, wer auch nur noch eine Spur von Sprachgefühl hat, es unmittelbar fühlt; aber auch wer es nicht mehr fühlt, müßte sich doch durch ein wenig Überlegung wieder deutlich machen können. Daß es unter andern ein Lehrerverein ist, der gleich in seinem Namen einen so abscheulichen grammatischen Fehler hat, ist sehr bezeichnend und ein schlagender Beweis für das, was ich oben über gewisse Deutschlehrer gesagt habe. Da laß ich mir die Leipziger Köche gefallen; die schreiben sich Verein „Leipziger Köche,“ deuten also durch die Anführungszeichen wenigstens fürs Auge an, daß sie Köche als Nominativ aufgefaßt wissen wollen. Beim Hören kann ihnen freilich niemand diesen Gefallen thun, da hört man eben auch nur den Fehler.

Ganz kläglich steht es jetzt um die Deklination der Eigennamen. Daß der Genetiv von Friedrich Friedrichs heißt, wissen die Leute allenfalls noch. Aber man frage sie einmal nach dem Genetiv von Friedrich der Große! Die Hälfte aller Befragten wird ihn Friedrich des Großen bilden. Massenhaft begegnet man jetzt solchen schändlichen Genetiven wie Heinrich des Erlauchten, Albrecht des Beherzten, Georg des Bärtigen. Ich machte vor kurzem einen sehr geschickten und unterrichteten Mann, der gleich auf dem Titelblatte eines Buches Friedrich des Großen drucken lassen wollte, auf den groben Fehler aufmerksam; es war zum Glück noch Zeit, ihn zu verbessern. Was erwiderte er mir? Er sei mir sehr dankbar für die Belehrung, aber woher er das habe wissen sollen? In der Schule habe ihm niemand dergleichen gesagt (!), er habe immer geglaubt, Verbindungen

wie Friedrich der Große seien eine Art von Formeln oder Siglen, die nur am Ende deklinirt zu werden brauchten! Auch wenn die Apposition eine bloße Ordinalzahl ist — der häufigste Fall —, wird kaum noch anders geschrieben als: die Gegenreformation Rudolf II., die Gemahlin Heinrich VIII., die Regierungszeit Ludwig XIV. Wenn man das aussprechen will, kann man ja gar nicht anders lesen als: Rudolf zwei, Heinrich acht, Ludwig vierzehn. Denn wie kann der Schreibende verlangen, daß man die Zahl als Ordinalzahl im Genetiv lese, wenn nicht der Name, wozu sie gehört, im Genetiv steht? Nun aber vollends wenn noch der Herrschertitel davortritt — dann ist alle Weisheit zu Ende. Wie deklinirt man Herzog Ernst der Fromme, Kaiser Friedrich der Dritte? Wie wenige wissen da noch Bescheid! Wie wenige wissen, daß in solchen Fällen der Titel undeklinirt bleibt, Name und Apposition deklinirt werden müssen, es also heißen muß: die Truppen Kaiser Heinrichs IV., Kaiser Karls V. Angriff auf Algier, das Denkmal König Friedrichs I., die pädagogischen Bestrebungen Herzog Ernsts des Frommen, eine Urkunde Markgraf Ottos des Reichen, die Krankheit Kaiser Friedrichs des Dritten! Täglich muß man das Falsche lesen, und nicht bloß in der Tagespresse, auch in neu erschienenen Geschichtswerken „erster“ Historiker!

Vielfache Verlegenheit bereitet die Deklination adlicher Namen oder solcher Namen, die adlichen nachgebildet sind. Soll man sagen: die Gedichte Wolfram von Eschenbachs oder Wolframs von Eschenbach? Richtig ist doch nur das letztere, denn Eschenbach ist, wie alle echten Adelsnamen, ein Ortsname, der die Herkunft bezeichnet; wie kann man die in den Genetiv setzen wollen! So muß es denn auch heißen: die Heimat Walthers von der Vogelweide, die Burg Gözens von Berlichingen, die Gedichte Hoffmanns von Fallersleben. Aber nun die unglückseligen unechten Adelsnamen, über die sich schon Jakob Grimm lustig gemacht hat, diese von Müller und von Schulze, von Schmidt und von Weber, wie stehts mit denen? Soll man sagen: Heinrichs von Kleist Michael Kohlhaas, Leopolds von Ranke Weltgeschichte? Streng genommen müßte es ja so heißen; warum behandelt man Wörter, die alles, nur keinen Ort bezeichnen, als Ortsnamen, indem man ihnen das sinnlose von vorsetzt! Im vorigen Jahrhundert war das Gefühl für die wahre Bedeutung der adlichen Namen noch lebendig, da adelte man einen Peter Hohmann nicht zum Peter von Hohmann, sondern zum Peter von Hohenthal, einen Ernst Regel nicht zum Ernst von Regel, sondern zum Ernst Regel von Sternbach, indem man einen erdichteten Ortsnamen zum Familiennamen hinzusetzte, in Österreich verfährt man größtenteils noch heute so. Aber da die falschen Adelsnamen nun einmal massenhaft vorhanden sind, bleibt wohl nichts weiter übrig, als bei ihnen das von zu behandeln, als ob es nicht wäre, und zu sagen Leopold von Rankes sämtliche Werke. Bei Schiller

und Goethe sollten wir endlich so vernünftig sein, uns das von überhaupt zu ersparen.

Eine wahre Schande ist der Unfug, der mit den Personennamen getrieben wird, die auf s, x und z endigen. Ihre Anzahl ist ja sehr groß: Fuchs, Voss, Brockhaus, Hinrichs, Sördens, Carstens, Görres, Strauß, Dickens, Curtius, Mylius, Cornelius, Felix, Max, Franz, Fritz, Moritz, Götz, Uz, Schütz, Schwarz, Leibniz, Rochlitz, Lorenz, Bohlens, nicht zu reden von den griechischen und römischen Namen: Sophokles, Tacitus u. s. w., man hat also hinreichende Gelegenheit, sich über den Unfug zu ärgern. Welche Mäzchen werden gemacht, um den Genetiv dieser Namen zu bilden! Bei den griechischen und römischen hilft man sich damit, daß man den Artikel vorsetzt: die Tragödien des Sophokles, die Germania des Tacitus. Man ist aus seiner Schulzeit an diese Genetive so gewöhnt, daß man gar nichts Anstößiges mehr daran findet, obwohl man das Anstößige sofort empfinden würde, wenn jemand schriebe: die Gedichte des Goethe; der Bischof, der Makart — das sind österreichische und süddeutsche Provinzialismen, die nicht in die Schriftsprache gehören. In kunstgeschichtlichen Werken und Aufsätzen immer von Zeichnungen des Carstens und Entwürfen des Cornelius lesen zu müssen, ist doch zu greulich. Manche setzen nun, als ob gar keine Schwierigkeit vorläge, an alle solche Namen fröhlich das Genetiv=s, natürlich mit dem unvermeidlichen Apostroph vorher — an dem die Menschheit überhaupt eine kindische Freude hat —, also: Harras's Grabstein in der Thomaskirche, Kurfürst Moriz's Verdienste um Leipzig, Leibniz's ägyptischer Plan, Gabriel Max's Illustrationen zu Uhlands (oder vielmehr Uhland's) Gedichten. Das wäre wohl nicht glaublich? O, meine Beispiele sind alle gesammelt, es ist kein einziges erfunden. Noch andre — und das ist das beliebteste und das, was geradezu in Grammatiken gelehrt, in Druckereien befolgt und offenbar jetzt auch in der Schule vorgeschrieben wird — bilden den Genetiv solcher Namen, indem sie ein Apostroph (aber weiter nichts!) dahintersetzen, also: Celtes' Ausgabe der Roswitha, Junius' Briefe, Uz' Gedichte, Voss' Luise, Heinrich Schütz' sämtliche Werke, Rochlitz' Briefwechsel mit Goethe u. s. w. Sollten wir uns nicht ob dieser kläglichen Hilfslosigkeit vor dem Ausländer schämen, der Deutsch lernen will? Ist es nicht kindisch, sich einzubilden und dem Ausländer einzureden, daß im Deutschen ein casus obliquus gebildet werden könne, indem man ein Häkchen hinter das Wort setzt, ein Häkchen, das doch nur auf dem Papiere da ist, nur fürs Auge? Denn wie klingt denn das Apostroph? Kann mans hören? Spreche es doch einer! Soll man vielleicht den Mund eine Weile aufsperrn? oder einmal husten oder niesen? Irgend etwas muß doch geschehen, um das Apostroph für das Ohr vernehmlich zu machen, sonst ist ja zwischen Leibniz und Leibniz', zwischen dem Nominativ und dem angeblichen Genetiv, gar kein Unterschied. Nachdenklichen Setzern will denn auch die Sache gar nicht

in den Kopf. Daher kommt es, daß man in Korrekturabzügen so oft von Sophokle's Tragödien, Carsten's Werken und Dicken's Romanen lesen muß. Eine gewisse Schwierigkeit ist nun freilich da, und es fragt sich, wie man ihr abhelfen soll. Die ältere Sprache half sich bei deutschen Namen einfach dadurch, daß sie — übrigens ganz wie bei den Frauennamen — eine Mischform aus schwacher und starker Deklination auf —ens bildete, also: Fuchsens, Straußens, Schulzens, Frixens, Gözens, Leibnizens, Mayens (vgl. Luifens, Friederikens, Sophieens). Im Volksmunde sind diese Formen auch heute noch durchaus gäng und gäbe (ebenso wie die Dative und Akkusative Frixen, Sophieen), und es ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch heute noch papierfähig sein sollten*). Verständige Schriftsteller, die vom Tintendeutsch zum Ohrendeutsch zurückkehren, brauchen sie denn auch allmählich wieder; wenn sich nur auch die Schule herbeilassen wollte, sie wieder in Gnaden anzunehmen! Unmöglich ist dieser Ausweg natürlich bei Namen, die selbst Genetive sind, wie Carstens, Hinrichs (eigentlich Carstens Sohn, Hinrichs Sohn); Carstensens scheint denn doch unerträglich. Aber auch Phidiassens und Sophoklessens, wiewohl auch solche Formen in der Goethe-Schillerzeit unbedenklich gebildet wurden. Das beste ist es wohl, solchen Formen aus dem Wege zu gehen, was bei einiger Geschicklichkeit so leicht ausführbar ist, daß niemand einen Zwang merkt. Man kann den Namen in einen andern Kasus oder einen andern Satzteil bringen, statt des Genetivs sein, seine, sein setzen, des Dichters, des Künstlers oder etwas dergleichen einsetzen, aber nur nicht: die Zeichnungen des Carstens! Und noch weniger Voß' Luise — denn das ist baarer Unsinn.

(Fortsetzung folgt)

*) Diese schwache oder aus schwacher und starker gemischte Deklination der Eigennamen war früher noch weiter verbreitet. Nicht bloß Schwarz und Schütz wurden deklinirt Schwarzens, Schwarzen, Schützens, Schützen, auch von Weck, Christ, Frank bildete man Weckens, Wecken, Christens, Christen, Frankens, Franken. Daher kommt es, daß man in antiquarischen Katalogen Christs bekanntes Buch „Anzeige und Auslegung der Monogrammatum“ fortwährend unter dem falschen Namen Christen, Wecks Beschreibung von Dresden unter dem falschen Namen Wecken angeführt findet; auf dem Titelblatt steht wirklich von Wecken, von Christen.

